

Fest der Reinigung Mariä (S. 343) bestand in Jerusalem im 4. Jahrhundert und wurde 40 Tage nach der Feier der Geburt Christi begangen, hat daher mit den Luperkalien nichts zu tun. Auf dem Sarkophag S. 345 ist rechts zu äusserst das Opfer Jsaaks, nicht die Vision des hl. Paulus dargestellt. Christus erscheint schon im 5. Jahrhundert (Portal von S. Sabina) mit dem Kreuz verbunden (Seite 348). Clemens von Alexandrien ist doch nicht „Schüler“ sondern „Lehrer“ von Origines (S. 354, Anm. 3). Die „Peregrinatio“ aus dem Ende des 4. Jahrhunderts wird jetzt der Etheria, nicht mehr der Silvia zugeschrieben (S. 354, Anm. 4).

Wenn auch so einzelne, man kann sagen unvermeidliche Irrtümer mit unterlaufen sind, die bei einer neuen Auflage leicht berichtigt werden können, verdient das ganze Werk dankbare Anerkennung und ist berufen, in weiten Kreisen Leser zu finden und bildend zu wirken. Abbildungen von christlichen Denkmälern aus ältern Werken sind völlig auszuschliessen, da sie zu sehr an Ungenauigkeiten leiden.

J. P. Kirsch.

**Franciss, Prof. Dr. Fr., Bayern zur Römerzeit.** Eine historisch-archäologische Forschung. Regensburg, Pustet 1905. 8°. XV und 487 S. Brosch. M. 6, geb. M. 7.50.

Das Werk des Prof. Fr. ist ein Buch in schmuckvollem Gewande. Die beigegebene Ankündigung versichert die Leser, dass in dem Buche die wissenschaftlichen Untersuchungen auf das Aeusserste beschränkt seien. Aber das ist wohl anders gemeint als gesagt;<sup>1</sup> denn für die klassische Archäologie werden die Resultate des Buches von grosser Wichtigkeit sein, da viele schwebende Fragen anscheinend endgiltig gelöst werden.

Aber auch den Dank der christlichen Archäologie hat sich der Verfasser zu verdienen gesucht. Mit rührendem Eifer nimmt er alles für das Christentum in Beschlag, was nicht gerade heidnisch sein muss. Dieser geheime Wunsch, recht viel Christentum zu finden, hat ihn zu ganz eigenen Bemerkungen geführt.

Es befremdet ihn z. B. das starke Anwachsen des Geniuskultes unter den römischen Soldaten in der christlichen Zeit. Jede Legion, jede Schwadron, ja selbst die Unterabteilungen der Legionen und Schwadronen haben ihren eigenen Genius. Alle die zahlreichen militärischen Vereine und Genossen-

<sup>1</sup> Das gleiche gilt von dem Lobpreis der leichtflüssigen Sprache, dem manche Sätze zu widersprechen scheinen, z. B. S. 433: „Die Landbevölkerung erhielt die christliche Heilslehre von den städtischen, christlichen Gemeinden. Daher der Name „Heide, paganus“. S. 436: „Auch in Epfach begegnen wir einer Christengemeinde, bei welcher der Augsburger Bischof Witkerp im 8. Jahrh. verweilte; auch dieser wird also . . . romanischer Herkunft gewesen sein“. S. 438: „Auf der Steinplatte steht rechts ein Hirt in kurzer Tunika, der vorne an der Brust ein Lamm mit zwei Füssen in einer Hand trägt“.



schaften verehren ihren besonderen Schutzgeist. Und die Heiligtümer, die Lager, die einzelnen Oertlichkeiten des Lagers, das Prätorium, das Tabularium, die Reitbahn, das Waffenhaus, die Lagerpräfektur, alle, alle fühlen sich unter der Hut eines solchen himmlischen Wesens. Ein Altar nach dem anderen wird diesen Genien gesetzt. Diese Erscheinung lässt sich in der Tat schwer erklären. Der Hinweis auf die Äonenlehre des Neuplatonismus genügt nicht. Denn der ganze Neuplatonismus ist wohl nicht weit über die Gelehrtenstuben und Fürstensalons hinausgekommen. Da erinnert Franciss an den Engelglauben der christlichen Soldaten, die schon in der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts einen beträchtlichen Teil des römischen Heeres bildeten. Ihr „fester Glaube an den persönlichen Gott und seine Engelwelt musste unwillkürlich einen Einfluss auf die heidnischen Kameraden ausüben, welche den Zerfall und die Hilflosigkeit der alten Götterwelt erkannten und an deren Stelle den Genienkult in den Vordergrund setzten, da er der besseren religiösen Anschauung ihrer christlichen Mitsoldaten näher stand.“

Ein anderer Gedanke kam ihm wie einem seiner Vorarbeiter bei Betrachtung der römischen Gräberfelder von Regensburg. Während in den ersten zwei christlichen Jahrhunderten die Leichenverbrennung das Gewöhnliche war und die Leichenbeerdigung als das Los der Armen galt, hört vom Jahre 320 an die Leichenverbrennung ganz auf. Die in den Jahren 280–320 Begrabenen zeigen die Eigentümlichkeit, dass sich ihre Lage immer mehr der westöstlichen nähert, wie die der christlichen Gotteshäuser. Das kann beides recht wohl ein bedeutsames Zeichen für den erstarkenden Einfluss des jugendlichen Christentums auf germanischem Gebiet sein.

Die Denkmäler dieses Christentums haben sich nur in sehr geringer Zahl erhalten. Die Forscher haben ihrer bisher etwa 27 aufgezählt: Katakomben, Grabsteine, Grablampen, Gefässe, Schmuckgegenstände, Goldgläser, ein Amulett und einen Altarstein. Einige von diesen Denkmälern sind so unzweifelhaft Fälschungen, dass sie schon längst aufgegeben sind. Aber auch an vielen anderen, die Franciss für christlich hält, darf man mit Recht zweifeln.

Ueber die famosen Regensburger Katakomben ist schon genug gesagt worden. Der Weihbischof v. Wartemberg, dessen hohe Verdienste um die Kirche anderswo verzeichnet stehen, fand vor zwei Jahrhunderten beim Abbruch einer Kapelle in seinem Garten ein Kellergewölbe, auch zwei Reliquiare, einige Glasscherben und römische Ziegel. Gleich dachte er, die unterirdischen Gänge Regensburgs und sein Keller seien Katakomben. Auf einigen Ziegeln las er leg. III. Das waren natürlich die tituli der armen gemarterten christlichen Soldaten. Böswillige Leute brachten ihm andere Ziegelsteine mit ähnlicher Inschrift und dem Monogramm Christi, welches natürlich gelesen wurde: pro Christo, zu ergänzen: mortuus. Glücklicherweise fand sich auch darunter die legio XVIII, die seit der Misère des Teutoburgerwaldes nimmer existiert hat. Daran weist Franciss nach,



dass die Ziegelsteine, die übrigens abhanden gekommen sind, nichts anderes als boshafte Fälschungen waren.

Auf geheimnisvolle Weise ist auch ein anderer Leichenstein unsichtbar geworden. Man wollte ihn in Maihingen bei Nördlingen gefunden haben und schrieb ihn dem IV. Jahrhundert zu. Er soll eine lateinische Inschrift in griechischen und römischen Lettern getragen haben: „Der Vater Euporos setzt seinem Sohne Urbicus dieses Denkmal“. Daneben die „Tauben Noas mit dem Oelzweig“. Wegen des Wechsels der griechischen und römischen Lettern zweifelt Franciss an der Zuverlässigkeit des Fundes. Ob das ein triftiger Grund ist, einen Grabstein für gefälscht zu erklären? Das müsste doch ein törichter Fälscher gewesen sein, der sich auf so unnötige Weise allen Kredit verdirbt. Es ist gar wohl möglich, dass ein germanischer Bildhauer mit seinen mangelhaften Sprach- und Schriftkenntnissen ein solches Kuriosum zustande gebracht hat. Ob die Inschrift aber, wenn sie wirklich bestanden, gerade eine christliche gewesen sein muss wegen des Vogels und des Zweiges, das ist eine andere Frage.

Die anderen Grabsteine, die Franciss noch aufzählt, sind sicher echt; ob sie aber auch christlich sind, lässt sich nur bei zweien entscheiden. Von einigen gibt uns das neue Buch weder Abbildung noch Beschreibung. Nach Franciss soll der Grabstein des Exdekurio Primus Saturnius aus Pförring auf den christlichen Charakter des Mannes oder seiner germanischen Gattin schliessen lassen. Warum, sagt er leider nicht. Den Grabstein des Flavius Amabilis Pollio nennt er den ältesten christlichen. Aber schon ein anderer hat ihm gesagt, dass der Palmenzweig neben der Inschrift keineswegs genügt, um den christlichen Charakter festzustellen.

Mit besonderer Freude spricht Franciss von dem Hirtenrelief des Augsburger Museums. Schon in der archäologischen Ehrengabe vom Jahre 1892 findet sich eine Notiz von diesem Bildwerk aus der Feder des Dr. Endres und des Msgr. de Waal. Neues bringt Franciss nicht darüber. Bei einem Vergleich dieses Monuments mit den Abbildungen des guten Hirten auf den altchristlichen Denkmälern tritt ein wesentlicher Unterschied zu Tage. Alle Denkmäler des ältesten Christentums, die in Rom zu finden sind, halten sich streng an den Wortlaut von Luk. 15, 5, nach welchem der gute Hirt sein Schäflein auf den Schultern heimträgt. Auf unserer Steinplatte aber ruht das Schäflein auf den Armen des Hirten. Dieser Hirt ist also nicht der Hirt aus Luk. 15, 5. Freilich auf einem christlichen Sarkophage in Algier steht auch ein solcher Hirt, der sein Schäflein nicht auf den Schultern, sondern an der Brust trägt. Das ist wahr. Aber gerade mit diesem Hirten hat es seine eigene Bewandnis. Denn er steht zur Rechten einer Orante, zu deren Linken noch ein solcher Hirt steht. Das ist gewiss ein Kuriosum unter allen christlichen Sarkophagen. Es bleibt etwas Ungewöhnliches in der christlichen Kunst, dass eine Orante, also ein armseliges Geschöpf, das Zentrum einer Komposition bildet, während rechts und links der Gottessohn als Schmuck- und Füllfigur pendiert. Ohne



weiteres darf man darum in den Hirtenfiguren des afrikanischen Sarkophags nicht den göttlichen Seelenhirten sehen. Es ist auch nicht recht wahrscheinlich, dass unsere Steinplatte ein Sarkophagrelief gewesen ist. Mit Recht sagt de Waal, es könne keinem Zweifel unterliegen, dass nur die linke Hälfte der ganzen Tafel erhalten ist, und dass sich rechts vom Hirten symmetrisch, wenn auch mit kleinen Abänderungen der Baum und die Lämmer wiederholten, so dass der Stein ursprünglich nahezu drei Meter breit gewesen sei. Da die Länge der Sarkophage gewöhnlich 2—2 $\frac{1}{2}$ , m nicht überschritt, scheint das Bildwerk gar kein Grabrelief, sondern eher irgend ein öffentliches Monument gewesen zu sein. Nun müssen wir uns noch den Gedanken nahe legen, dass nicht wir Christen allein einen guten Hirten, einen göttlichen Hirten verehren. Auch die heidnischen Römer hatten einen göttlichen Hirten, den Silvanus. Dieser genoss nach Franciss eigener Bemerkung einen weit verbreiteten Kult. In jeder Vigna hatte er sein Heiligtum. Man sieht ihn auch heutzutage noch bald auf diesem, bald auf jenem heidnischen Bildwerk. Da scheint es doch geraten, weniger sicher den christlichen Charakter jener Steinplatte zu behaupten. Die Darstellung kann christlich sein; sie kann aber eben so gut heidnisch sein. Jedenfalls entspricht sie nicht dem 15. Kap. Lukas und darum überhaupt nicht den gewöhnlichen altchristlichen Vorstellungen.

Sicherer steht es um den Grabstein der Sarmannina. Die Inschrift desselben lautet:  $\alpha$   $\text{P}$   $\omega$  B. M. Sarmanninae quiescenti in pace martyribus sociata. Franciss entscheidet sich dafür, dass die Worte martyribus sociata im heutigen Sinne zu nehmen seien, und konstatiert somit wirkliche Martyrergräber in Regensburg. — Der zweite sicher christliche Grabstein zeigt die Inschrift:  $\dagger$  VI Nonas Maias deposicio sanctae Valerianae Viduae. De Rossi hat den Stein gesehen und zweifelt nicht an seiner Echtheit. Mommsen erklärte, der Stein stamme frühestens aus dem VI. Jahrhunderte und sei aus Italien nach Regensburg gebracht worden. Die hl. Valeria ist die Gemahlin des hl. Florian, für dessen Geschichte Franciss gute Arbeiten erwähnt.

Auch unter den Tongeschirren, denen Franciss einen christlichen Charakter zuschreibt, hätte er das Sichere von dem Unsicheren schärfer scheiden sollen. — Auf zwei Tongefässen kommen Ornamente in Kreuzesform vor, die Franciss leider weder abgebildet noch beschrieben hat. Auf einem dritten ist sogar neben dem Stempel (Saciratus) ein Kreuz in den Ton geritzt. Das Fragezeichen, welches Franciss zu diesen Notizen setzt, hätte bei weitem besser zum folgenden gepasst: In der Altstadt bei Miltenberg fand sich nämlich eine Tonscherbe, deren Former Franciss ohne Bedenken für einen Ghristen hält. Die Schale trägt nämlich den Buchstaben C, ferner einen Zweig und endlich ein Herz, aus dessen Spalte eine nach rechts gekrümmte Linie emporgezogen ist. Dazu setzt Franciss die bedeutsamen Worte in Klammern: „Kreuzesstamm mit dem rechten Balken“. Ein C, einen Zweig und ein herzförmiges Blatt mit einem krummen Stängel haben die Heiden doch auch schon fertig gebracht!



Christlich sollen ferner zwei Lampen von gelblichem Ton und samischer Erde sein. Warum? Weil Delphine auf ihnen dargestellt sind. Wie oft erscheinen die Delphine nicht auf heidnischen Jenseitsdenkmälern! Christlich sei auch eine Lampe mit dem Bilde eines Singvogels auf einem Zweig. Ferner ein breiter Fisch. Endlich das Bild einer Taube auf einem Oelzweig in dreifachem Kreise. Aber auch die Heiden haben Singvögel, Fische, Tauben, Zweige und Kreisringe als Ornamente benutzt. Aehnlich steht es mit den Hakenfibeln und den *cruces gammatae*.

Christlich ist gewiss die Inschrift dreier Amulettplättchen, die Ebner in der Ehrengabe an de Rossi abbildet und ausführlich beschreibt. Das Skelett, an welchem das Büchlein mit dem unlesbaren Kupferplättchen und den beiden lesbaren Gold- und Silberplättchen hing, gehörte wahrscheinlich einer gnostischen Christin an. Die Schrift besteht aus abergläubischen Zeichen und aus griechischen und lateinischen Lettern. Obwohl Ebner noch zweifelt, wird man doch die Worte *Sother*, *Christo*, *Jesu* auf dem Silberplättchen lesen dürfen, um so mehr als man auf der Abbildung in der „Ehrengabe“ zwischen den Worten *Sother* und *Christo* noch die Buchstaben *LoΓ*, also das Wort *Logos* sehen kann. Ebenso sicher scheint die Lesung der Worte *Θεος*, *Jahwe*, *Sabaoth*, *Adonai*, *Daemona* auf dem Goldplättchen.

Eines ist seltsam, nämlich dass Franciss die von Ebner erwähnten Goldgläser im Münchener Nationalmuseum und den vielbeschriebenen Steinaltar von St. Stephan in Regensburg mit keinem Worte erwähnt. Er hätte wohl wenigstens beweisen müssen, dass diese Dinge entweder keine heimischen Funde seien, oder dass sie nicht in das erste Zeitalter des germanischen Christentums hineinreichten. Zwei von den Glasstücken beschreibt Ebner in der „Ehrengabe“ der Quartalschrift. Eines davon trägt das Bild der beiden Apostelfürsten, das andere zeigt ein Brustbild mit den drei Buchstaben *tor*, welche Ebner zu *Pastor* ergänzt. Den Steinaltar in St. Stephan möchte Ebner gern dem christlichen Altertum zuschreiben, und zwar mit Recht. Der Altar ist deshalb so wichtig, weil in seine Vorderseite Fenster eingemeißelt sind in der Art der alten Basilikenfenster, und weil er deshalb zu den wenigen Altären gehört, die diese Grabfensterchen erhalten haben (wie der Altar in S. Alessandro in Rom).

Von den 27 Altertümern des christlichen Bayerns sind also nur einige wenige übrig geblieben. Wir wollen den anderen keine Träne nachweinen. Denn besser ist's, wir erkennen die geringe Zahl an, als dass wir auf einer grossen Zahl unsicherer Materialien ein falsches Geschichtsbild aufbauen.

J. Wittig.

**Attilio Profumo**, *Le fonti ed i tempi dello incendio Neroniano*. I. L'autore dell'incendio. II. La persecuzione cristiana. III. Analisi critica dell'incendio. IV. Appunti critici sulla documentazione. V. Un po' di epilogo generale. – Tre tavole fototipiche fuori testo. Roma, Forzani E e C. Tipografi del senato, editori, 1905. 4°. (XII + 748) L. 20.